

Ausgabe 01/2026

LEBENS WENDE



FRANZISKUS-HOSPIZ-
ZENTRUM HOCHDAHL



Die Zeitschrift des Franziskus-Hospiz e.V.
www.franziskus-hospiz-hochdahl.de

INHALT

- Seite 3** Editorial
- Seite 4** Interview Bettina Warnecke:
„Wir sehen uns wieder ...“
- Seite 6** Über die Schulter geschaut:
„Der Weg geht hinter dem
Rand weiter ...“
- Seite 8** Portrait Kerstin Polle:
„Für meine Tochter ist ihr Papa
drei Jahre lang gestorben ...“
- Seite 10** Wie geht Sterben?
Nicht alle Wunden heilen
- Seite 11** Lesen, was andere schreiben
- Seite 12** Hospizbotschafter
Jörg Schönenborn:
„Sie haben etwas geschaffen,
das strahlt ...“
- Seite 14** Wenn es Nacht wird, wird es
still auf den Hospizfluren
- Seite 15** Termine

LEBENSWEDE Impressum

Herausgeber:

Franziskus-Hospiz e. V.
Vorsitzender: Wolfgang Soldin
Hospizzentrum & Büro: 40699 Erkrath, Trills 27
Telefon 02104 9372-0, Telefax 02104 9372-98
E-Mail redaktion.franziskushospiz.ev@t-online.de

Spendenkonto:

Kreissparkasse Düsseldorf
IBAN: DE90 3015 0200 0003 1056 08 | BIC: WELADED1KSD

VR Bank eG Monheim
IBAN: DE54 3056 0548 0505 9000 14 | BIC: GENODED1NLD

Redaktion:

Wolfgang Soldin (ViSdP), Silke Kirchmann, Sabine Maguire,
Gerd Michalek

Fotonachweise:

Luana Heine, iStockphoto

Gestaltung:

Marienhaus GmbH, Kommunikation & Marketing

Druck:

FLYERALARM GmbH, Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Auflage:

1.500 Exemplare



Liebe Mitglieder, liebe Leserinnen und Leser,

diese Ausgabe der Lebenswende erzählt von Übergängen, von Abschied und Neubeginn, von Erfahrungen, die bleiben und von Menschen, die unser Hospiz prägen – heute und morgen. Ein solcher Übergang ist mit dem Wechsel im Amt der Schirmherrschaft verbunden.

Mit großer Freude dürfen wir Jörg Schönenborn als neuen Schirmherrn unseres Hauses begrüßen. Seine Begegnung mit dem Hospiz – mit den Geschichten der Gäste, der Angehörigen und der Mitarbeitenden – zeigt eindrucksvoll, wie nah sich gesellschaftliche Fragen und existenzielle Erfahrungen kommen können. Sein Engagement ist ein starkes Zeichen für die Bedeutung der Hospizarbeit in unserer Zivilgesellschaft. Gleichzeitig verabschieden wir uns von Michaela Noll, die unser Hospiz über viele Jahre hinweg begleitet und unterstützt hat. Ihr Einsatz, ihre Nähe zum Haus und ihre persönliche Verbundenheit haben Spuren hinterlassen. Dafür sind wir dankbar. Ihr Wirken erinnert uns daran, dass Hospizarbeit nicht nur institutionelle Strukturen braucht, sondern Menschen, die Verantwortung übernehmen und Haltung zeigen.



Doch diese Ausgabe blickt nicht nur auf Personen, sondern vor allem auf das, was Hospizarbeit im Innersten ausmacht: auf das Leben im Angesicht der Endlichkeit. Die Gespräche, Porträts und Reportagen zeigen, wie vielfältig die Wege sind, auf denen Menschen Krankheit, Sterben, Tod und Trauer begegnen. Sie erzählen von Vorbereitung und Sprachlosigkeit, von Abschied und Nähe, von Schmerz und Hoffnung – und von der Kraft, die in der Begleitung liegt. Vielleicht wird in diesen Texten besonders deutlich, was unser Hospiz trägt: die Überzeugung, dass niemand allein gehen muss. Dass Würde nicht erst am Ende beginnt, sondern im Alltag, im Zuhören, im Dasein. Und dass Hospizarbeit immer auch eine Aufgabe der Gemeinschaft ist – getragen von Haupt- und Ehrenamt, von Angehörigen, Unterstützern und Mitgliedern. Als Vorstand erleben wir täglich, wie sehr dieses Haus von Menschen lebt, die sich einbringen. Ihre Verbundenheit macht es möglich, dass das Franziskus-Hospiz Hochdahl ein Ort bleibt, an dem nicht nur gestorben wird, sondern gelebt – bis zuletzt.

Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung, Ihr Vertrauen und Ihre Nähe zu unserer Arbeit. Möge diese Ausgabe der Lebenswende Ihnen Einblicke geben, die berühren, nachdenklich machen und ermutigen.

Herzliche Grüße, Ihr

Thorsten Schmitz

2. Stellv. Vorsitzender des Franziskus-Hospiz e.V.

Seit November 2025 ist Landrätin Dr. Bettina Warnecke auch Hospizbotschafterin. Wir sprachen mit ihr über ihren ersten Besuch im Franziskus Hospiz, über den Tod ihrer Eltern und darüber, was diese Erfahrungen mit ihr gemacht haben.

„Wir sehen uns wieder...“



Frau Dr. Warnecke, als die Frage bei Ihnen angefragt ist, ob Sie Hospizbotschafterin werden sollen: Haben Sie lange darüber nachgedacht, ob Sie das tun wollen?

BETTINA WARNECKE Nein, da musste ich nicht lange überlegen. Hospizbotschafterin für das Franziskus Hospiz zu sein: das ist für mich eine wertvolle Aufgabe. Was Pflegekräfte dort leisten, ist bewundernswert. Und Menschen zu ermöglichen, im Hospiz in Würde sterben zu können: Das unterstütze ich sehr gerne.

Sie waren dafür kürzlich zum ersten Mal im Franziskus Hospiz, wie hat sich das für Sie angefühlt?

WARNECKE Es ergreift einen sehr, zu wissen, dass wir unten in einem Raum sitzen und im gleichen Haus sterben Menschen. Jeder, der in ein Hospiz geht, hat den Tod unmittelbar vor Augen. Meist verdrängt man ihn und das ist vielleicht auch gut. Im Hospiz geht das aber nicht.

Hat man Berührungspunkte mit dem Tod, wenn man sich in seiner Nähe aufhält?

WARNECKE Nein, das nicht. Aber es ist schon so, dass er auch mich an einem solchen Ort sofort „einfängt“. Und ja, man denkt auch an den eigenen Tod.

Hatten Sie zuvor schon eine Verbindung zum Hospiz?

WARNECKE Wenn Sie damit nicht konkret das Franziskus Hospiz meinen: Ja, die hatte ich, meine Mutter ist vor mehr als zehn Jahren in einem Hospiz in Hamburg gestorben. Als Familie war das damals für uns nicht einfach.

Wollen Sie uns davon erzählen?

WARNECKE Meine Mutter wäre gerne im Krankenhaus gestorben, sogar der Pfarrer war dort schon bei ihr. Und dann hat man sie kurz vor ihrem Tod entlassen, wir konnten das damals nicht verstehen. Als Familie wäre es uns leichter gefallen, hätte das Krankenhaus den letzten Wunsch meiner Mutter erfüllt. Meine Mutter hat im Hospiz noch drei Tage gelebt – nach wenigen Stunden im Hospiz haben wir als Familie aber verstanden, dass sie hier liebevoll umsorgt wurde. Wir haben uns gut begleitet gefühlt und waren dem Hospiz sehr dankbar.

Hatte es schon zuvor Erfahrungen gegeben mit Krankheit, Sterben, Tod und Trauer?

WARNECKE Nein, vor dem Tod meiner Mutter hat es die für mich nicht gegeben. Ja, die Großeltern sind gestorben, da waren wir natürlich traurig. Es rückt einem aber nicht so nahe wie der Tod der eigenen Eltern. Seither wissen meine beiden Schwestern und ich: Wir werden die nächsten sein. Schau ich auf meine Söhne, so weiß ich: Ich möchte auch die Nächste sein, keinesfalls sollten Kinder vor ihren Eltern sterben.

Man spürt, dass der Tod Ihrer Eltern eine tiefe Erfahrung für Sie war. Wie sind Sie daraus hervorgegangen? Nimmt man etwas daraus für sich mit?

WARNECKE Man hat die eigene Endlichkeit deutlicher vor Augen, ohne aber ständig über den Tod nachdenken zu müssen. Ich lebe bewusster und es gibt viele Momente, in denen ich dankbar bin, gesund zu sein und dass es meiner Familie und mir gut geht. Der Tod erdet und ich versuche, die Alltagsprobleme nicht allzu schwer zu nehmen.

Sie sind jetzt 52 Jahre alt. Denkt man in dem Alter über den eigenen Tod nach?

WARNECKE Ja, ich denke auch über meinen Tod nach, die eigene Endlichkeit ist mir nach dem Tod meiner Eltern sehr bewusst geworden. Was mir vor allem bewusst geworden ist: Es kann sich alles von einem Augenblick auf den anderen ändern.

Würden Sie selbst wissen wollen, wann Sie sterben?

WARNECKE Nein, keinesfalls! Zumindest als gesunder Mensch würde ich das nicht wissen wollen. Die Leichtigkeit und Unbeschwertheit, die das Leben noch immer hat, würde ich mir nicht nehmen lassen wollen. Vielleicht wäre das anders, wenn ich sterbenskrank wäre. In einer solchen Situation müsste man mich das nochmals fragen, vielleicht käme ich dann zu einer anderen Antwort.

Ist der Tod für Sie ein Ende oder ein Übergang?

WARNECKE Da trägt mich mein Glaube und ich kann sagen: Für mich ist er ein Übergang. Von meinen Eltern haben wir uns so verabschiedet: Wir sehen uns wieder...

„**Jeder, der in ein Hospiz geht, hat den Tod unmittelbar vor Augen.**“

ÜBER DIE SCHULTER GESCHAUT

Tina Kreil ist Kunsttherapeutin, alle zwei Wochen kommt sie ins Tageshospiz, um dort mit den Gästen zu malen.

„Der Weg geht hinter dem Rand weiter...“

Malen im Hospiz? Inmitten einer schweren Krankheit, auf den letzten Metern des Lebens? Geht das? „Ja, das geht“, sagt Tina Kreil. Seit vielen Jahren kommt sie ins Tageshospiz, alle zwei Wochen, immer dienstags. Tina Kreil ist Kunsttherapeutin und sie weiß: Kunst kann vieles sein – auch eine Möglichkeit, das eigene Leben in den Blick zu nehmen. Aber auch dann, wenn man das nicht will, kann Malen die Menschen miteinander verbinden. An jenem Dienstagmorgen, an dem wir ihr über die Schulter schauen dürfen, hat Tina Kreil ein paar Fläschchen mit flüssiger Aquarellfarbe mitgebracht, dazu ein großes Blatt Papier. Diejenigen, die an diesem Morgen mit ihr malen wollen, lässt sie wissen: Es geht nicht um die Gestaltung eines Kunstwerkes, niemand müsse sich sorgen, irgendetwas nicht zu können.

Am Tisch sitzen sechs Frauen und Männer, einige von ihnen sind noch nicht lange im Tageshospiz. In den Wochen zuvor sind drei Menschen gestorben – für diejenigen, die sie kannten, ist das keine leichte Situation. Mit dem Tod der anderen rückt auch das eigene Sterben näher, Tina Kreil weiß das. Sanft lenkt sie den Blick auf die Farben, auf das Papier und auf den Weg, den jeder dort mit seiner Farbe abbilden soll. Alle Wege werden verbunden durch

eine Mitte, das Hier und Jetzt. Als einer der Männer zu schwarz greift, hält er kurz inne, um dann zu sagen: „Vielleicht sehe ich alles zu düster“. Er greift zu gelb, für den Sonnenuntergang. Dann zu blau, für den Himmel und das Meer. Tina Kreil dreht das Blatt, die Wege führen über die Mitte hinweg an der anderen Seite weiter. Sechs Wege, die meisten in Kurven mäandernd, keiner davon geradlinig. Alle miteinander verbunden durch ein Zentrum, die gemeinsame Erfahrung, das gegenwärtige Sein. Was bei allen gleich sei, will Tina Kreil wissen. „Die Krankheit“, hört sie von einem Mann. „Wir sind hier“, sagt sie selbst. Sechs Leben, miteinander vereint, auf 75x75 Zentimetern. Das Gespräch schweift ab, hin zur Krankheit und zu einem Hirntumor, über den ein Gast sagt: „Ich bin innerlich sehr klar, äußerlich nicht mehr“. Was er meint, wissen alle um ihn herum. Der Verlust an Autonomie, der mit der fortschreitenden Krankheit verbunden ist, ist eine gemeinsame Erfahrung. Und dennoch gelingt an jenem Morgen immer wieder der Weg zurück in das, was noch geht und was man tun kann. Sich nicht mit der Schwäche zu verbinden, sondern mit der eigenen Stärke: Das scheint sich beinahe mit Leichtigkeit einzustellen.

„Es muss nicht tief gedacht werden“, sagt Tina Kreil.



Und dennoch könne jemand, der „zugreifen möchte, auch tiefer reingehen.“ Gemeint ist damit das Angebot, über die Kunst im Rückblick auf das eigene Leben zu schauen. Es gebe durchaus Menschen, die das auch und gerade mit dem Tod vor Augen noch tun wollen, weiß Tina Kreil. An jenem Morgen hat sie auch Schmetterlinge mitgebracht, für die erlittenen Verluste. Jeder soll sie entlang des Weges kleben, den er selbst gegangen ist. Eine Frau greift beherzt zu, um dann zu sagen: „Eigentlich brauche ich noch viel mehr Schmetterlinge“. Zwei würden nicht reichen, sie habe viele Verluste erlebt. Nicht

immer gelingt es, angemessen darum zu trauern, inmitten der Herausforderungen des Alltags. Und warum gerade Schmetterlinge, diese zarten Wesen, für ein solch „schweres“ Gefühl? „Man sieht sie, man freut sich daran und schon sind sie weg“, sagt Tina Kreil und damit sei keinesfalls gemeint, dass das eine oberflächliche Erfahrung sei. Und dennoch sind wir herausgefordert, alles im Leben loslassen zu können. Am Ende schauen alle nochmal auf das Bild, was sie gemeinsam geschaffen haben und dann sagt Tina Kreil, beinahe beiläufig, noch das: Der Weg geht hinter dem Rand weiter...

”

*Alle Wege werden
verbunden durch eine Mitte,
das Hier und Jetzt.*

“

PORTRÄT

Kerstin Polle ist Trauerbegleiterin beim Kinder- und Jugendhospizdienst (KJHD), wir sprachen mit ihr über persönliche Erfahrungen im Umgang mit Krankheit, Sterben, Tod und Trauer.

„Für meine Tochter ist ihr Papa drei Jahre lang gestorben...“



Sie wollen ein Haus kaufen. Die Zusage bekommen sie an einem Samstag. Am Montag will sich Kerstin Polle um einen Notar kümmern, derweil kippt ihr Mann auf der Arbeit um. Sie eilt zu ihm ins Krankenhaus, die gemeinsame Tochter nimmt sie mit. Zusammen sitzen sie vor einem Monitor, von einer Ärztin hören sie das: Worauf sie schauen, das sei der Kopf-Scan ihres Mannes. Die Punkte, höchstwahrscheinlich Metastasen. Am nächsten Tag steht fest: Es ist Lungenkrebs, nicht heilbar. Prognose: sechs Monate, vielleicht ein Jahr. Sie müsse, so hört es Kerstin Polle von den Ärzten, nun jeden Tag damit rechnen, dass irgendwas mit ihrem Mann passiert. Große Verluste hatte sie bis dahin nicht erlebt und nun bricht die Furcht davor ein ins Leben, über Nacht.

Das alles ist nun beinahe 10 Jahre her, Kerstin Polle ist mittlerweile ehrenamtliche Trauerbegleiterin beim Kinder- und Jugendhospizdienst (KJHD). Dreieinhalb Jahre hat ihr Mann nach der Diagnose noch gelebt und wenn sie nun andere auf einem solchen Weg begleitet, dann weiß sie, was das für Familien bedeutet. Für denjenigen, der fortan damit leben muss, dass er bald sterben wird. Für den Partner, vor allem aber auch für die Kinder. Kerstin Polles Tochter ist damals vier Jahre alt, als sie von einem auf den anderen Tag damit leben muss, dass ihr Papa schwer krank ist. Auch dass er bald sterben wird, weiß sie schon früh. „Man schützt ein Kind nicht, indem man schweigt“, sagt Kerstin Polle. Sie hat damals schnell für sich geklärt, dass sie keinesfalls schweigen will.

Fortan treibt sie neben dem eigenen Schmerz vor allem eine Frage um: Wie bringt man ein Kind gut durch eine solche schwere Zeit? Sie spricht mit ihrer Mutter, mit Freundinnen und mit Menschen, die mit dem Thema vertraut sind. Sie sucht schon früh nach einer Kindertrauerbegleiterin für ihre Tochter. Aus der Sechs-Monate-Prognose wird ein Jahr, dann zwei, dann drei. Kerstin Polle und ihr Mann ringen um jeden gemeinsamen Tag – und zwischendrin ein Kind, das weiß: Der Vater stirbt, irgendwann. „Für meine Tochter ist ihr Papa drei Jahre lang gestorben“, sagt Kerstin Polle. Und während sie das sagt, bricht ihre Stimme, sie wischt sich eine Träne aus dem Auge. Hätte sie es vielleicht doch besser nicht sagen sollen? Oder war es zu früh? Hinzu kam auch: Mit ihrem Mann konnte Kerstin Polle über das Sterben nicht sprechen. Schaut sie damals morgens in seine Augen, dann sieht sie, dass er geweint hat. Sie weiß,

dass er Angst hat vor dem Tod. Reden will er darüber nicht, auch nicht mit seiner Tochter. Dann hätte er für sich selbst akzeptieren müssen, dass er stirbt, „und das konnte und wollte er nicht“, glaubt Kerstin Polle.

Sie selbst hat schon früh anfangen, um ihren Mann zu trauern. Mittlerweile weiß sie, es ist die „antizipierte“ Trauer, die sie durchlebt hat. Sie ist schon vor dem Verlust da in der Gewissheit, dass er irgendwann kommen wird. In Monaten, in einem Jahr oder so wie bei den Polles in mehr als drei Jahren. Kerstin Polle hat die ganze Zeit über in ihrem Job gearbeitet, sich um die Tochter gekümmert und zu Hause um ihren Mann. Der wird dreimal auf der Intensivstation eingeliefert – um eine Woche später wieder mit ihr über Geld und Erziehungsfragen zu diskutieren. Beinahe so, als wäre nichts gewesen. Dass ihr Mann seine Krankheit verdrängt, das Sterben und den Tod: Das ist für Kerstin Polle nur schwer zu ertragen. Einmal sprechen sie dann doch darüber, die Tochter bringen sie zu den Großeltern. Sie reden über die Beerdigung, über Passwörter und über alles, was das Kind betrifft. „Es war ein hartes Gespräch“, erinnert sich Kerstin Polle. Das sei kurz nach der palliativen Diagnose gewesen und auch da denkt ihr Mann noch, dass es schon wieder werden wird.

Was folgt, ist ein drei Jahre währender „Ausnahmestand“, in ständiger Angst und Alarmbereitschaft. Dass es viele Partner gibt, die sich in einer solchen Situation trennen, weiß Kerstin Polle. Überforderung, Überlastung - auch sie selbst kommt immer wieder an Grenzen. Als sie spürt, dass sie es nicht mehr schafft, dass sie „nicht mehr kann“, spricht sie mit ihrer Therapeutin darüber - und bleibt bei ihrem Mann. Mittlerweile weiß sie, dass sie damals eine vorweggenommene Trauer erlebt hat und dass sie, wie sie selbst sagt, „schon viel Abschiedsarbeit geleistet“ hat inmitten der fortschreitenden Krankheit ihres Mannes. Als es zuhause nicht mehr geht, entscheiden sie sich für das Hospiz. Als ihr Mann stirbt, sitzt Kerstin neben ihm am Bett. Dass er diese Nähe am Ende zulassen konnte, hat sie mit seiner Sprachlosigkeit über all die Jahre hinweg versöhnt. „Neben der Geburt unserer Tochter war das der wichtigste Moment in meinem Leben“, sagt Kerstin Polle.

WIE GEHT STERBEN?

Über die Versorgung von Wunden haben wir mit Wundexpertin Larissa Weuste gesprochen.

Nicht alle Wunden heilen

Wunden und Wundes umsorgen: Das kann zur Herausforderung werden auf den letzten Metern eines Lebens. Nicht nur für die Sterbenden, sondern auch für diejenigen, die sie pflegen. Tumorwunden werden sichtbar und vor allem auch riechbar, nicht nur das Leben der Betroffenen ändert sich, sondern auch das der ihnen nahestehenden Menschen. Frauen „verkleiden“ sich vor ihren Ehemännern, um ihre Wunden zu verhüllen. Männer ziehen sich zurück vom Rest der Welt, um diese zuweilen übelriechenden „Eintrittsporten der Schwäche“ und des heranahenden Todes zu verbergen. Großeltern verzweifeln, weil ihnen die Enkel im Sterben nicht mehr nahe sein wollen. Hospizgäste bleiben in ihren Zimmern, kommen nicht mehr ins „Wohnzimmer“, schotten sich ab. Dass Wunden alle und alles beherrschen können, weiß auch Larissa Weuste. Als Wundexpertin spricht sie über das, was deren Versorgung an Herausforderungen mit sich bringen kann – für die Hospizgäste, und auch für die Pflegenden.

Ein Tumor, der nach außen aufgebrochen ist, kehrt nicht nur den Menschen von innen nach außen, sondern auch seine Krankheit. Der herannahende Tod wird sichtbar und auch die tiefe körperliche und seelische Verletzung. Der Autonomieverlust, die Machtlosigkeit, das Gefühl des Kontrollverlustes: All das führt zum sozialen Rückzug. „Die Menschen versuchen sich selbst zu schützen, indem sie nicht mehr vor die Türe gehen“, erzählt Larissa Weuste aus einem Pflegealltag, der das Team vor Herausforderungen stellt. Dabei gehe es vor allem auch darum, eine Wunde nicht nur mechanisch zu versorgen, sondern auch den Menschen dahinter zu sehen. Oftmals haften den nicht heilenden Wunden hartnäckige Übergerüche an, dann gelte es nach Möglichkeiten zur Geruchsreduzierung zu suchen. Wesentlich ist auch die berechtigte Hoffnung darauf, dass Wundgeruch irgendwann einmal geringer sein wird. Manchmal gibt es keine Lösungen, dann kann der Betreuende nur noch da, präsent sein. Immer gilt: Besser wahrhaftig bleiben, also ehrlich und wertschätzend auf Fragen zum Wundgeruch antworten. Wenn Pflegenden den Geruch als nicht existent und

nicht schlimm beschreiben, ist das für die Betroffenen nicht hilfreich. Und dennoch kommen auch Betreuende bei der Behandlung und Betreuung von Menschen mit übelriechenden Wunden oft an ihre Grenzen. Dann gelte es, die Menschen nicht zu belügen und nicht so zu tun, als würde einem ihre Wunde nichts ausmachen, sagt Larissa Weuste. Wenn es gelinge, hinter der Wunde den Menschen zu sehen und in Beziehung mit ihm zu sein, dann wird die Wunde gleichsam kleiner und weniger unerträglich. Regelmäßig von den gleichen Personen versorgt zu werden, sei ohnehin hilfreich – das erspare den Menschen entsetzte Blicke und die Notwendigkeit, alles immer aufs Neue erklären müssen.

Am Ende bleibt die Frage, ob Schmerzen und auch Wunden im Angesicht des Todes einen Sinn haben können. Der Philosoph Hans-Georg Gadamer sieht darin einen Zugang zur „eigentlichen Dimension des Lebens“. Schmerzen und Wundes könnten in diesem Sinne in eine Tiefendimension des Seins führen, die von Betroffenen als Erleben von „ganz sein“ oder auch „heil sein“ beschrieben wird. Heilung und Heilsein seien nicht gebunden an das Verschwinden einer körperlichen Erkrankung. Sterbende Menschen könnten trotz körperlichen Leids heil in dem Sinne werden, dass sie mehr zu sich selbst oder Zugang zu einer größeren Ganzheit finden würden.



LESEN, WAS ANDERE SCHREIBEN

Beinahe belanglos

Am Anfang ahnt man kaum, dass hinter dem Gesicht dieses Mannes tiefe Trauer lauern könnte. Am Anfang ist es ein Gespräch wie jedes andere. Wir haben uns freundlich begrüßt, vielleicht sogar mit dem unter Männern üblichen, immer auf Abstand bedachten kumpelhaften Schulterklopper. Wir reden darüber, wie die Autofahrt gewesen ist, was der Rücken macht, irgendwas. Beinahe belanglos.

Das Thema wird kommen

Geht so etwa eine Trauerbegleitung? Fast scheint es, als wollten wir auf das Naheliegendste, das eigentliche Thema gar nicht eingehen – auf den Verlust, den dieser Mann erlitten hat, und darauf, was das mit ihm macht. Doch keine Sorge, das Thema wird kommen, es wird Gestalt annehmen. Aber erst später. Noch sind wir da nicht. Wir reden miteinander, weil wir das Gespräch erst noch wie mit einem sozialen Schmierstoff bestreichen müssen.

Vortasten

Weil wir uns erst langsam, Schritt für Schritt, ganz zurückhaltend in das vortasten müssen, was der Mann in seine ureigenen Schutzräume verbannt hat. In die Schutzzonen, die jeder Mann in sich hat. Dorthin, wo er sich vor sich selbst zu schützen versucht. Er mag in Wahrheit noch so überwältigt sein von dem Aufruhr in seinem Inneren – offiziell muss er die Form wahren.

Aufwärmen

Wo Frauen schon längst beim Thema angekommen wären, wo sie vielleicht schon eine Packung Papiertaschentücher geöffnet hätten, sind wir Männer noch beim Aufwärmen. Wir wissen beide, dass das so sein muss, ohne dass wir darüber reden oder es als Spielregel vereinbaren.

Am Grundwasser gewesen

Bald wird ein Stichwort fallen, das uns den Einstieg in das eigentliche Thema ermöglicht. Aber auch dann wird es noch eine Weile dauern, bis sich der Charakter dieses Gesprächs für eine kurze Zeit verändert. Vielleicht wird es sogar so weit kommen, dass der Mann einmal schwer schlucken muss und sich sein Blick auf den Boden richtet, während er ins Schweigen geht. Manchmal reicht das schon. Wir sind einmal kurz am Grundwasser gewesen. Haben ins Wort bringen können, was heute das Thema war.

Ein gutes Gespräch

Vielleicht habe ich etwas gesagt wie: »Das darf so sein, so, wie Sie das jetzt fühlen, darf es sein – das ist immer noch normal.« Daraufhin hat er genickt. Es gab Schweigen. Aber gegen Ende sind wir ganz bestimmt wieder beim Unverfänglichen angekommen. Auch das gehört dazu. Genauso sorgfältig, wie wir die dicke Eisentür dieser Schutzzone etwas geöffnet haben, müssen wir sie wieder verschließen und uns langsam wieder davon entfernen, bevor es zurückgeht in die Welt da draußen. Dann, so haben mir Männer gelegentlich gespiegelt, ist es ein gutes Gespräch gewesen.

(Auszug aus: Thomas Achenbach, Männer trauern anders. Was ihnen hilft und guttut, Patmos Verlag)



Das Franziskus Hospiz hat mit dem renommierten Journalisten Jörg Schönenborn einen neuen Schirmherrn

„Sie haben etwas geschaffen, das strahlt“



Monatelang läuft er wegen seiner Kopfschmerzen von Arzt zu Arzt. Der Schmerz wird schlimmer, irgendwann ist klar: Er leidet unter einem Hirntumor, unheilbar. Als es zuhause nicht mehr geht, kommt er nach Hochdahl ins Hospiz. Seine Frau kommt jeden Tag zu ihm, und sein kleiner Sohn. Beide werden nach dem Tod des Mannes und Vaters weiter begleitet - die Frau in einer Trauergruppe, der Junge von einer Trauerbegleiterin des Kinder- und Jugendhospizdienstes (KJHD). Es sind Geschichten wie diese, die Jörg Schönenborn an diesem Morgen hört. All das ist weit weg von dem, was der WDR-Programmdirektor üblicherweise in seinem Job hört. Politische Strömungen, der gesellschaftliche Wandel und allem voran das Programm seines Senders: Es gibt vieles, was Schönenborn umtreibt. Allem voran kennt man ihn aus dem ARD-Wahlstudio, dort analysiert er in steter Regelmäßigkeit die Wahlergebnisse.

Nun also sitzt Jörg Schönenborn im Hospiz und damit dort, wo Menschen keine Wahl mehr haben. Wo sie nicht mehr entscheiden können, ob sie leben oder sterben wollen, wo der Tod ihnen nicht mehr von der Seite weicht. Als Hospizleiterin Silke Kirchmann die Geschichte des an einem Hirntumor leidenden Mannes und anderer Gäste erzählt, lehnt sich Schönenborn zurück. Man spürt, das es ihn rausreißt aus seinem journalistischen Alltag, hinein in das, was am Lebensende wesentlich ist. Er hat für sich entschieden, sich dieser Erfahrung zukünftig immer wieder auszusetzen: Jörg Schönenborn ist der neue Schirmherr des Franziskus Hospizes in Trills. Er habe schon überlegt, wie es gelingen könnte, den Schirm über dem Haus aufzuspannen, um dann zu sehen: Nicht nur am Lebensende, sondern überhaupt braucht es eine funktionierende Zivilgesellschaft und Menschen, die sich für andere engagieren. „Sie haben hier etwas geschaffen, das strahlt“, wendet Schönenborn sich an die Hospizmitarbeitenden und den Vorstand des Hospizvereins.

Vereinsvorsitzender Wolfgang Soldin war es auch, der die ersten Kontakte zum neuen Schirmherrn geknüpft hatte. Man habe nach jemandem gesucht, der aus der Gegend komme und einem, der eine innere Verbindung zum Hospiz aufbauen könne. Das sei bei Jörg Schönenborn der Fall gewesen: Er lebt seit Jahrzehnten in Hilden, seine Frau ist in Trills aufgewachsen und noch immer in der Franziskus-Gemeinde aktiv. Den „Staffelstab“ als Schirmherr hat er von seiner Vorgängerin Michaela Noll übernommen. Die ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete hatte sich 2021 aus der Politik zurückgezogen.

Über beinahe zwei Jahrzehnte hinweg blieb Noll dem Hospiz eng verbunden, zum Abschied erzählte sie eine Anekdote aus den Anfangszeiten. Als sie den damaligen Hospiz-Geschäftsführer gefragt habe, was er sich denn für das Haus wünschen würde, habe der – eher scherzhaft – gesagt: Das der Bundespräsident zu Besuch kommt! Sie habe dann gedacht, warum nicht, klopfte ich doch mal bei Horst Köhler an. Schließlich sei das Franziskus-Hospiz damals ein „Bundesmodellprojekt“ gewesen, da könne man das schon mal wagen. Noll fragte, Köhler kam - und in Trills mussten sie jeden Stein umdrehen. Tagelang sei man mit dem Thema „Sicherheit“ befasst gewesen und weit davon entfernt, mal eben so Besuch zu empfangen. Als Köhler dann da gewesen sei, habe er offen eingeräumt, noch nie in einem Hospiz gewesen zu sein und nach Gesprächen mit Gästen und Mitarbeitenden gesagt: „Hier wird nicht nur gestorben, hier wird auch gelebt.“ Sie selbst habe das auch so empfunden, erinnert sich Michaela Noll an anfängliche Berührungängste. Sie habe sich gefragt, wie es denn sein werde, in ein Sterbehaus zu kommen und dann festgestellt, dass ihre Sorge unbegründet gewesen sei. Sie sei offener Menschen begegnet und habe in allem spüren können, dass im Hospiz vor allem gelebt werde, bis zum letzten Tag

”

Man spürt, dass es ihn rausreißt aus seinem journalistischen Alltag, hinein in das, was am Lebensende wesentlich ist.

“

HOSPIZ (ER)LEBEN

Stephan Gref ist Palliativpfleger im stationären Hospiz, wir durften ihn bei einem seiner Nachtdienste begleiten.

Wenn die Nacht kommt, wird es still auf den Hospizfluren...

Es ist 22.23 Uhr, als Herr S. in Zimmer 5 den Notfallknopf drückt. Kurz zuvor war Stephan Gref noch bei ihm, da war noch alles erträglich. Dann kamen die Schmerzen, plötzlich und quälend. Herr S. bekommt eine Spritze, er trinkt einen Schluck aus seinem Weinglas, es geht ihm besser. Im Zimmer nebenan läuft der Fernseher, den ganzen Tag. Frau



K. hält die Ruhe nicht aus, sie hat Angst. Vor der Krankheit, vor dem Tod, eigentlich vor allem. In der Nacht ist es besonders schlimm, das weiß auch Stephan Gref. Eigentlich, so sagt er es, würden die Pflegekräfte dann „den Schlaf betreuen“. Bei vielen Hospizgästen sei es aber so, dass sie gar nicht erst einschlafen könnten. Aus Angst davor, nicht mehr wachzuwerden. Oder auch,

weil der Schlaf so etwas wie ein vorweggenommener Tod ist. Anderen erscheint er als Zeitverschwendung auf den letzten Metern ihres Lebens. Wieder andere fürchten das Alleinsein, die Schmerzen oder auch die Dunkelheit. Mit dem Einbruch der Nacht wird es still auf den Hospizfluren, im Sommer später als im Winter. Die meisten Gäste ziehen sich zurück in ihre Zimmer. Und oft beginnt dort die Zeit der intensiven Gespräche, die für Pflegekräfte wie Stephan Gref zur Herausforderung werden können. Hört die Geschäftigkeit des Alltags auf, ist mehr Raum für die Innenschau. Das kann vieles bedeuten im nahen Kontakt zu Menschen, denen dafür nicht mehr viel Zeit bleibt.

Herr V. ist noch nicht lange im Hospiz, tagsüber und auch nachts sucht er seine Frau. Der 82-Jährige ist dement, ohne seine Frau fühlt er sich verloren. Sie ist immer bei ihm, in alle Abläufe eingebunden. Sie

frühstückt morgens mit ihm, sie begleitet ihn durch den Tag. Abends geht sie nach Hause, um selbst in den Schlaf zu finden. Dann weiß Herr V. nicht mehr, wo er ist. Er fragt die Pflegekräfte immer wieder aufs Neue nach seiner Frau, Beruhigungsmittel helfen ihm nicht, damit wird er noch aufgeregter. Die Medikamente könnten ein Segen sein, bei Herrn V. wirken sie paradox. Auch für die Pflegekräfte ist das ein Problem, weil es viel Kraft und auch Zeit kostet, dem Hospizgast den so wichtigen Halt zu geben und auch Geborgenheit.

Vier oder fünfmal geht Stephan Gref nachts durch die Zimmer. Einige der Gäste schlafen, manchmal sind auch Beruhigungsmittel ein Segen. Andere liegen lange wach, um dann bis weit in den Tag hinein zu schlafen. Fast scheint es so zu sein, als könnten sie erst schlafen, wenn um sie herum wieder „Leben einkehrt“. Manchmal sind es auch Angehörige oder auch Freunde, die nachts eines der Notbetten aufstellen, um bei den Sterbenden bleiben zu können. „Manche schlafen auch auf dem Stuhl“, erzählt Stephan Gref aus einem Alltag, der dem Team auf der Station einiges abverlangt. Als er in das Zimmer von Frau T. schaut, ist er beruhigt: das Licht ist aus, sie schläft. Selbstverständlich ist das nicht, der Tag war schwer für sie. Es ging ihr schlecht, ihr Mann hat es nur fünf Minuten bei ihr ausgehalten. Auch das sind Realitäten, mit denen Sterbende leben können müssen und auch diejenigen, die in dieser Phase ihres Lebens bei ihnen sind und bleiben. Schaut man bei so etwas zu, kann es schnell unerträglich werden - tun kann man dennoch nicht viel. Obwohl das so auch nicht stimmt, denn auch am Ende des Lebens kann noch vieles besprochen, geklärt und auf einen „guten“ Weg gebracht werden. Manchmal sei es gerade nachts so, dass er stundenlang am Bett eines Hospizgastes sitze, erzählt Stephan Gref. Gerade in der zuweilen „unheimlichen“ Ruhe der Nacht entsteht im Miteinander ein Raum, der vieles möglich werden lässt.

Benefizkonzert im Gedenken an Gerd Verhoeven (1937-2023) an der historischen restaurierten Orgel von 1850 mit Steven Knieriem

Termin: Freitag, 6. März 2026 um 19.00 Uhr

Ort: St. Franziskus-Kirche Hochdahl, Trills 34, 40699 Erkrath

Eintritt frei – Spenden sind erbeten.

Lesung: „Schnellschuss“ - Krimi-Cops

Das Autoren-Team „Krimi-Cops“ aus vier waschechten Polizisten (Ingo Hoffmann, Martin Niedergesähs, Carsten Rösler, Klaus Stickelbroeck) schreibt in seiner Freizeit humorvoll-spannende Kriminalromane.

Termin: Donnerstag, 26. März 2026 um 19.00 Uhr

Ort: St. Franziskus Kirche Hochdahl, Trills 34, 40699 Erkrath

Eintritt frei – Spenden sind erbeten.

Hospizkulturkneipe (jeweils von 18:00 – 21:00 Uhr)

FHH-Bildungsraum, Trills 27, 40699 Erkrath.

Eintritt frei – Spenden sind willkommen!

■ Freitag, 6. März 2026:

Winterreise durch Norwegen – Reisebericht von und mit Cornelia und Jürgen Thomas

■ Freitag, 10. April 2026

Aromapflege – Wie kann Aromapflege Beschwerden lindern und das Wohlbefinden steigern? Mit Anika Siepman

■ Freitag, 8. Mai 2026

Maisingen – Wir begrüßen den Mai mit Sang und Klang

Schnupperstunde – Das ABC eines Hospizes

Wenn Sie mehr über unsere Arbeit wissen möchten, besuchen Sie unsere Schnupperstunde. Im Rahmen von ca. 2 Stunden erfahren Sie viel über die konkrete Arbeit unseres Franziskus-Hospizentrums. Wir erörtern z. B. folgende Fragen:

- Wer darf eigentlich in einem Hospiz aufgenommen werden? Wie finanziert sich ein Hospiz?
- Wie arbeiten Menschen im Hospiz? Welche Menschen arbeiten in einem Hospiz?
- Was macht ein ambulanter Hospizdienst oder Kinder- und Jugendhospizdienst?
- Für welche Menschen ist ein Tageshospiz da?

Termine 2026:

21.03.26 | 25.04.26 | 20.06.26 | 18.07.26 | 12.09.26 | 10.10.26 | 21.11.26

jeweils von 10:00 – 12:00 Uhr

Veranstaltungsort: Franziskus-Hospiz-Zentrum, Trills 27, 40699 Erkrath

Anmeldung unter: Telefon 02104 9372-0 | E-Mail franziskus-hospiz.hochdahl@marienhaus.de

Die Veranstaltung ist kostenfrei!



*„Man stirbt nicht,
ohne Zeit gehabt zu haben,
sich damit vertraut zu machen,
dass man sterben wird.“*

PHILIPPE ARIÈS

